

de Beträge sorgt in den nächsten Tagen jener perfide Mechanismus, den sich die Regierung ausgedacht hat, von ganz allein: Die vorangegangenen Höchstgebote müssen in dieser Phase um jeweils zehn Prozent angehoben werden.

Konnten die Konzerne am ersten Tag noch mit Mehrgeboten von 10, 20 und 30 Millionen Mark im Rennen bleiben, sind diese Summen bis Freitag schon auf fast 100 Millionen pro Block angestiegen. Und mit jeder Runde werden es mehr. Endstand aller Angebote am Mittwochabend: knapp fünf Milliarden für alle Frequenzblöcke.

Abends wird über das Essen gemeckert: Zu fettig sei es, immer nur Schweinefleisch, Kartoffeln und Schupfnudeln. „Wir wollen Salat haben“, verlangt einer der kaserierten Manager.

DONNERSTAG, DEN 3. AUGUST

Der Mechanismus der Auktion wirkt allmählich, die Ausschläge werden heftiger, die Summen größer. An der Strategie der Konzerne ändert sich – noch – nichts: Nur das Nötige wird gesetzt. Keiner will sich den Vorwurf zuziehen, er habe Anlegergeld sinnlos verpokert. Außer Schmid, der prescht wieder einmal vor – mit ein paar hundert Millionen Mark.

Schlechte Stimmung in den engen Zimmern. Der Grund diesmal: hochsommerliche Temperaturen in Mainz, die Zimmerfenster dürfen nicht geöffnet werden und die mobilen Klimageräte funktionieren nur sporadisch.

FREITAG, DEN 4. AUGUST

Jetzt wird es teuer für die Konzerne. Die Summe der Gebote schnell von rund 8,3 Milliarden auf deutlich über 12 Milliarden Mark hoch. Bei solchen Steigerungsraten, so ein selbstbewusster Telekom-Manager, ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis den ersten Konkurrenten im Milliardenpoker die „Luft ausgeht“.

In den Zentralen wird spekuliert, wer wohl zuerst aussteigen muss: Debitel, die etwas geldknappe Tochter der Swisscom? Oder das Konsortium unter Führung der spanischen Telefónica, die ohnehin in Deutschland bisher keine Kunden hat?

Abends wird dann Bilanz gezogen – in den Chefetagen der Telefonfirmen und im Berliner Finanzministerium. Die Gebote liegen nach fünf Auktionstagen noch weit entfernt von den 50 Milliarden Mark, auf die Finanzminister Hans Eichel insgeheim spekuliert hatte und noch weiter weg von den 120 Milliarden Mark, die Experten für möglich gehalten hatten.

Scheurle dagegen ist zufrieden mit dem Verlauf der Auktionswoche, keine größeren Pannen, keine Computerausfälle. Nur das Gemeckere über die Verpflegung nehmen der Jurist und seine Beamten ernst: „Nächste Woche“, so ein Mitarbeiter der Behörde, „soll der Speiseplan gründlich inspiert werden.“

FRANK DOHMEN



Unternehmer Li Ka-shing: „Glück, das heißt hart arbeiten und ordentliche Gewinne“

UNTERNEHMER

Supermann & Söhne

Er gilt als einer der reichsten Männer der Welt und als wahrer Herrscher von Hongkong: Jetzt greift Li Ka-shing verstärkt auch auf den westlichen Zukunftsmärkten an. Von Erich Follath

Wer hat diese Universität bezahlt, die mit ihren Dutzenden schneeweiß getünchten Gebäuden und ihrem futuristischen Turm in der Einöde der südchinesischen Küstenstadt Shantou aussieht wie ein Ufo, von Außerirdischen gepflanzt? „Das war Li Ka-shing.“

Wer erbaute in Shantou die moderne Krebsklinik und stiftete das blitzsaubere Krankenhaus für die Geisteskranken, um die sich sonst in der Volksrepublik China niemand kümmert? „Li Ka-shing.“ Wer errichtete ein Gebetshaus für christliche Gläubige in Shantou und bezahlte in der Nachbarstadt Chaozhou die Renovierung des alten buddhistischen Tempels? „Li Ka-shing natürlich, unser großer Sohn und Ehrenbürger.“

Es ist schwierig, hier in der Provinz Guangdong, 300 Kilometer nördlich von Hongkong, Li zu entgehen, dem „Supermann“, wie ihn alle nennen. In den Geschäften liegt ein halbes Dutzend Bücher über den Kapitalisten-Tycoon aus, das teuerste und aufwendigste herausgegeben von der Presseagentur der Kommunistischen Partei. Im Foyer des Krankenhauses prangt ein zwei Meter auf drei Meter großes historisches Foto von Li mit Mao-Nachfolger Deng Xiaoping; am Eingang zur Universität prunkt ein ebenso monumentales Bild von Li mit dem jetzigen Staatschef Jiang Zemin.

„Kommen Sie mit in die Altstadt, da liegt Supermanns Geburtshaus“, sagt ein kleiner Junge in zerrissenen Jeans. Hinein ins Gewirr von Gässchen, wo Marktweiber für kritische Gourmets Schlangen bei lebendigem Leibe häuten, wo Barbieri kunstfertig unter freiem Himmel die Rasiermesser wetzen und wohlmeinende Wahrsager ihren Kunden die Zukunft aus den Handlinien lesen. Nicht viel anders hat es wohl in Li Ka-shings Kinderjahren ausgesehen im bescheidenen Haus

am Mianxian-Weg, wo eine Hühnerleiter hinaufführte in den ersten Stock zu den Tieren und zum Schlafzimmer der Kinder, die sich das Stroh teilten.

Keine Gedenktafel, kein Namensschild. Aber eine Nachbarin erinnert sich an „diese armen Lis“, und natürlich weiß sie auch, was aus deren berühmtem Spross ge-

worden ist. Triumphierend zeigt sie eine Zeitung. „Wie jedes Jahr kam er zu Besuch und hat viel gespendet: Er hat auch im reichen Hongkong seine Heimat nicht vergessen“, heißt es in dem Parteiblatt. „Er ist der Stolz der chinesischen Nation.“

Das angesehene Nachrichtenmagazin „Asiaweek“ wählte Li Ka-shing im Mai zum „mächtigsten Mann Asiens“ – vor dem Peking Staatschef und den Top-Politikern und Wirtschaftsführern Japans, Indiens, Koreas. Die sonst so nüchterne „International Herald Tribune“ schrieb, selbst der

**„ER IST DER
STOLZ DER NATION“,
SCHREIBT
DAS KP-BLATT
ÜBER DEN
ERZKAPITALISTEN**



Li-Besitzungen Apartmenthäuser in Kowloon, Ölgesellschaft Husky in Kanada, Containerhafen in Hongkong: „Ich bin einen langen Weg

fit ist kein Selbstzweck. Wozu macht man eigentlich die Milliarden, wenn man sie nicht für seine Familie einsetzt, für die Überwindung von Armut und Rückständigkeit seines Volkes.“

Dann streicht er sich die Falten seines Hemds zurecht; kein Gramm Fett zu viel auf dem gestählten Körper. Beugt sich plötzlich vor, schwingt drohend die Faust und lässt sie wie einen Hammer auf den Tisch sausen. „Ich wollte das immer auch meinen beiden Söhnen beibringen: Nicht für den eigenen Luxus Geld verdienen, sondern Geld vor allem für gute Zwecke ausgeben – und dabei seine Wurzeln nicht verleugnen. Daran werden sie gemessen.“

Li Ka-shings Büro liegt im 70. Stock eines neu erbauten Stahlpalastes inmitten von Hongkong – und dass dieses Cheung Kong Center insgesamt nur 62 Stockwerke hat, ist kein Widerspruch. Li kennt die überlieferte Unglücksziffer; deswegen fehlen alle Etagen mit einer 4. Für ihn als traditionsbewussten Chinesen war es auch selbstverständlich, bei der Architektur des Gebäudes den Feng-Shui-Meister zu Rate zu ziehen, den Geomanten, der mit Hilfe seiner geheimnisvollen, Jahrtausende alten Experimente Wind und Wasser in Einklang brachte. Nun haben böse Drachen keine Chance mehr.

Im Aufzug zeigt ein Monitor die Börsenkurse weltweit, schwarze Kurven nach oben, rote nach unten, und Zahlen, Zahlen, Zahlen: nie eine Sekunde zum Zuschlagen verlieren. Die Einrichtung im Allerheiligsten direkt unter dem Himmel aber führt weg von der Tageshektik – sie ist zeitlos und vom Feinsten: Sechs massive Kronleuchter erhellen einen opulenten Konferenzraum mit Ming-Vasen und kostbaren Kalligrafien. Ein chinesischer Ziergarten lädt zum Kontemplieren, ein riesiger Pool, von einem Wandschirm abgetrennt, zum Entspannen.

Li Ka-shing sagt, der Luxus sei für seine Geschäftspartner gedacht; er brauche ihn nicht. Er bevorzugt billige Plastikschuhe und Anzüge von der Stange. Er trägt noch immer

die alte Seiko-Armbanduhr zu umgerechnet 100 Mark; sie ist stets acht Minuten vorgestellt, damit er nicht zu spät zum nächsten Termin kommt. Dabei wirkt der Multimilliardär nicht so, als kokettiere er mit seiner Anspruchslosigkeit: Sie ist sein Lebenselixier – und Schutzschild.

Der Blick vom Penthouse geht über Hongkong Island hinüber nach Kowloon, in die New Territories. Die ganze glitzernde Metropole liegt Li Ka-shing zu Füßen. Er verkörpert diese Stadt wie kein anderer: den Aufstieg aus bitterer Armut und dem Sumpf der Sweatshops; den Erfolg als billiges Produktionszentrum für Transistoren; den Übergang zur Handels- und Hafenstadt; den Durchbruch zum Banken- und Dienstleistungszentrum; schließlich die jüngste Inkarnation als Cyberport.

Li gehört diesem Hongkong, und Hongkong gehört ihm – jedenfalls zu einem nicht unbeträchtlichen Teil. Der riesige Containerhafen dort drüben, der umschlagkräftigste der Welt: seine Domäne. Das Hotel in der Bucht der neun Drachen, in dem Chinas Staatschef abstieg, als er in die Stadt kam: sein Besitz. Das Hutchison-Hochhaus im Zentrum: sein Stammsitz.

Wann immer ein Hongkong-Bürger einen Dollar ausgibt, kassiert Li zehn Cent, heißt ein geflügeltes Wort in der ehemaligen britischen Kronkolonie. Er gilt als größter privater Vermieter und verkauft hier mehr Handys als jeder andere. Er besitzt Supermärkte, Drogerien und mit Tom.com auch eines der wichtigsten Internet-Unternehmen. Und selbst wenn abends die Lichter angehen in der Weltstadt, verdient der Multimilliardär kräftig mit: Er hält über seine Firmen ein riesiges Aktienpaket des Stromversorgers Hongkong Electric.

Li Ka-shing kontrolliert rund 20 Prozent der Marktkapitalisierung der Hongkonger Börse, rechnet man die neuesten Erwer-

bungen von Sohn Richard hinzu, ist es sogar mehr als ein Viertel. Viel zu viel, sagen Kritiker und verlangen nach Antikartellgesetzen, die so viel Macht in den Händen einer Familie verhindern sollen. „Das wird alles übertrieben“, sagt der Tycoon, und weniger Empörung als Trauer schwingt mit in der Stimme. „Die Unternehmen von Richard etwa darf man doch nicht einfach addieren. Richtig ist nur eines: Ich bin einen langen Weg gegangen, seit damals, seit den Hungerjahren von Chaozhou.“

Sein Vater geriet in die Bürgerkriegswirren und konnte seine Universitätskarriere nicht verfolgen. Li Ka-shing erlebte mit zehn Jahren, wie die Japaner Chaozhou („Stadt des Phönix“) niederbrannten. Da entschied sich die Familie wie so viele andere aus der Gegend zur Flucht nach Hongkong.

Sie kamen nicht zurecht in der chaotischen Stadt, die 1941 auch in die Hände der Japaner geriet. Der Vater schickte seine Frau und Lis drei Geschwister bald nach China zurück. Dann erkrankte er an Tuberkulose – und nahm seinem zwölfjährigen Sohn auf dem Sterbebett ein Versprechen ab: „Du wirst nicht mehr zur Schule gehen können. Aber setz dir Ziele, verlass dich auf deine Charakterstärke, dann wirst du es schaffen – und vor allem, vergiss in der Fremde nicht deine chinesischen Wurzeln.“

Der Junge verkaufte auf der Straße Uhrenarmbänder. Er diente sich in einer Klitsche für Seifenschalen hoch – mit 20 Jahren schon managte er eine kleine Fabrik, heiratete später die Tochter des Besitzers. Er arbeitete „16 Stunden am Tag, 7 Tage die Woche“. Er war bei der Produktion dabei, beim Verkauf, bei der Betreuung von Kunden. Und brachte sich nachts noch aus einem Grammatikbuch Englisch bei.

Mit seinem ersten zusammengesparten Geld gründete Li 1950 die erste Firma. Cheung Kong („Langer Fluss“) nannte er

MILLIARDÄR

LI KA-SHING

GLAUBT AN

GLÜCKSZAHLEN

UND AN BÖSE

GEISTER



G. FISCHER / BILDBERG (re.)

gegangen, seit damals, seit den Hungerjahren in meiner Heimatstadt Chaozhou“

sie, nach der altchinesischen Bezeichnung für den Jangtsekiang. Er stellte zunächst Kämme her, erkannte aber mit seinem Unternehmernesspür bald, dass ein anderes Produkt größere Marktchancen hatte: Li Kashing wurde der „König der Plastikblumen“ (und ist noch heute Ehrenvorsitzender der Hongkonger Plastikblumengilde).

Die Kulturrevolution auf dem Festland trieb Mitte der sechziger Jahre die Immobilienpreise in den Keller. Kaum einer mochte angesichts der schon in der Innenstadt Hongkongs randalierenden Rotgardisten an eine blühende Zukunft glauben. Li aber forcierte sein Grundstücksgeschäft. Hatte er einen Deal mit Gewinn abgeschlossen, erwarb er Land oder Apartments in besserer Lage – alles per Handschlag. Was so gentlemanlike aussah, war knallhart gerechnet: Lis „Leutnants“ überprüften im Geheimen, wie kreditwürdig die Käufer waren. 1979 war der Selfmademan bereits der größte private Grundstückseigner in Hongkong. Was ihm noch fehlte, war der große gesellschaftliche Durchbruch.

Der kam mit einem sensationellen Coup: Li erwarb mit geheimen Deals und viel Geschick die Kontrolle von Hutchison Whampoa, einem der großen britischen Traditionshandelshäuser Hongkongs – und wurde so über Nacht zum Gegenspieler von Jardine Matheson, den Erben der Opiumhändler. Er wurde zum ersten chinesischen Taitan, zu einem der „Prinzen der Erde“. Es war ein psychologischer Durchbruch, der auch bei den Blutsbrüdern in Peking für Aufsehen sorgte. Deng Xiaoping lud Li ein, er-

läuterte ihm seine Politik der wirtschaftlichen Öffnung. Der Erfolgreiche wurde ins Direktorium des volkschinesischen Investment-Unternehmens Citic berufen: Ehre und Verpflichtung zugleich.

Li Ka-shing investierte – und stiftete – nun auch in der Volksrepublik. Einen „wahren Patriot“ nannte ihn einmal Parteichef Jiang Zemin, zu dem er einen besonders guten Draht entwickelte. Kein Patriot, der für demokratische Umwälzungen eintrat. Als am 4. Juni 1989 auf dem Tiananmen-Platz die Panzer gegen die demonstrierenden Studenten rollten, sei Li das nahe gegangen, sagen Freunde. Doch mit öffentlichen Äußerungen hielt sich der Peking-

Freund zurück, meinte nur: „Natürlich hat mich das traurig gemacht. Aber China ist meine Heimat. Was immer geschehen ist, ich werde für eine bessere Zukunft meines Landes weiter arbeiten.“

1992 erhielt der Lieblingskapitalist der KP den Ehrendoktorhut der Peking-Universität. Im selben Jahr spendete der tycoon britischen Konservativen Partei 100 000 Pfund und wurde zum Initiator der Thatcher-Stiftung; den Orden „Commander of the British Empire“ hatte er da auch schon. Von wegen, dass Ost und West nie verschmelzen könnten, wie Rudyard Kipling einmal schrieb: Hongkong, dieser vor Energie berstende Bastard des britischen Löwen und des chinesischen Drachen, widerlegte den Dichter.

Und Lis Beziehungen zu Peking wurden noch besser, als der Tycoon der Volksrepublik ein Millionengeschenk machte, die Repräsentanz des Pekinger Außenministeriums. Sie wurde 1997 errichtet, im Jahr der Rückgabe Hongkongs an China.

Es gab nie Zweifel, dass die Wirtschaftsführer in Absprache mit der volkschinesischen KP-Führung in Hongkong das Sagen haben würden. Li schlug seinen Geschäftspartner Tung Chee-hwa als ersten Chef der „Sonderverwaltungsregion“ von Peking Gnadens vor, einen Schiffsmagnaten, dessen Reederei einmal mit chinesischen Staatsgeldern vor dem Bankrott bewahrt worden war. Li sagt: „Ich bin nie an Hongkong verzweifelt – auch als es dann in der Asienkrise 1998 rapide mit uns bergab ging.“

Aber stark verschnupft war er schon. Die Aktienkurse fielen um rund 60 Prozent, die für Li so wichtigen Apartmentpreise noch mehr. Die erfolgsverwöhnte Wirtschaft begann zu schrumpfen, und zwar 1998 um dramatische 5,1 Prozent. Die Regierung blieb untätig. Demonstranten versammelten sich vor dem Li-Hauptquartier im Zentrum und klagten den Milliardär der Herzlosigkeit an: Er hatte säumige Wohnungskäufer verklagt.

„In diesem politischen Umfeld werde ich ein geplantes Milliardenprojekt in Hongkong



Li mit Frau und Söhnen (1976): „Ein wahrer Patriot“



G. GIRARD / CONTACT / AGENTUR FOCUS

Unternehmer Richard Li: „Ich werde Nummer eins“

zurückstellen und mehr im Ausland investieren“, sagte Li öffentlich – die Warnung schlug wie eine Bombe ein. Schnell änderte Freund Tung das politische Umfeld. Er stützte mit öffentlichen Geldern den Aktienmarkt, gab billig neues Land ab, stellte großzügige Konditionen für Internet-Unternehmungen in Aussicht. Und Li Ka-shing wandelte sich zum Internet-Freak.

Er begann „täglich zwei Stunden durchs Netz zu surfen“, verschlang Fachbücher über die neuen Industrien. Als er im Februar mit seinem Internet-Unternehmen

Tom.com an die Börse ging, schlugen sich Banker und Hausfrauen um einen Anteil der Firma; die Aktie war schließlich 669fach überzeichnet. „Mit Superman kann man nie verlieren“, schrieb die lokale Presse.

Die Börse boomt nun wieder, im ersten Quartal 2000 wuchs die Hongkong-Wirtschaft um rekordverdächtige 14,3 Prozent. „Tung hat seinen schwierigen Job ganz gut gemacht“, meint Li und empfahl ihn – bei einem Treffen mit KP-Chef Jiang Zemin vor vier Wochen – für eine zweite Amtszeit nach 2002. Und das trotz der fast täglichen

Demonstrationen gegen den Chief Executive in Hongkong: Die Beamten fühlen sich von ihm hintergangen, Juristen beklagen seine ständigen Kottaus gegenüber Peking, Journalisten die schlechende Aushöhlung der Pressefreiheit. „Ach, wenn schon“, sagt Li Ka-shing. „Neulich haben auch Leute demonstriert, mit denen ich sehr sympathisiere: Hauseigentümer. Und zwar für höhere Mietpreise. Ich mache mir keine Sorgen.“

Alles könnte so schön sein im Leben des chinesischen Taipan – wenn ihm nicht gera-

de das zu entgleiten drohte, was ihm am meisten bedeutet: die Familie.

Er hat seine Söhne Victor und Richard seit frühester Jugend an die Härte des Geschäfts gewöhnt. Acht und sechs waren sie, als er ihnen zum ersten Mal die First Class eines Flugzeugs zeigte – und sie anschließend in die Economy verfrachtete: „Das müsst ihr euch erst mal verdienen.“ Zwölf und zehn waren die beiden, als Li Ka-shing sie regelmäßig zu Aufsichtsratssitzungen mitnahm: dealen statt spielen.

Seine Frau versuchte den Patriarchen zu besänftigen. Es gelang ihr selten, denn Li ließ die Söhne von strengen britischen Kindermädchen erziehen. Die „Frau, die mir für meine Geschäfte immer den Rücken freihielt“ (Li), starb 1990 an Herzversagen, heißt es in der Familienchronik. An einer Überdosis Schlaftabletten, schreibt das Hongkonger Magazin „Next“, das sich auf das Protokoll der polizeilichen Ermittlungen beruft.

Beide Söhne schickte Li Ka-shing zum Studium an amerikanische Elite-Universitäten, beide erwiesen sich als hoch begabt, doch von gänzlich unterschiedlichem Charakter: Victor war stets der Angepasste, dem das Wort des Vaters als letzte Instanz galt; Richard der Rebell, dem es nie genügte, die Geschäfte im Sinne des Seniors einfach nur weiterzuführen.

Im Mai 1996 brachte der berühmte Triadenchef Cheung Tze-keung alias „Big Spender“ Victor in seine Gewalt. Li Ka-

shing verhandelte auf eigene Faust und zahlte schließlich eine Rekord-Lösegeldsumme von über 200 Millionen Mark. Der Gangster floh übers Meer in die Volksrepublik. Die Behörden scheuten weder Kosten noch Mühe bei der aufwendigen Verbrecherjagd. Big Spender wurde gefasst und hingerichtet.

„Victor sehe ich fast täglich, er kommt auch am Wochenende rüber zum Essen“, sagt Li Ka-shing. Und runzelt dann die Stirn. „Richard bedauerlicherweise immer seltener. Der reist zu viel.“

Victor Li, 36, hat als älterer Sohn schon Teile des Familienimperiums übernommen, er hat geheiratet und dem Senior Enkel geschenkt. Er arbeitet hart. „Effizienz ist das Schönste auf der Welt“, sagt Victor. Er macht seinem Vater nur Freude.

Richard Li, 33, dagegen macht Furore – und großen Ärger. Er hat das Wir-schränken-uns-ein-Prinzip des Alten lange genug mitgemacht: Ein knappes Taschengeld in der Schule, während des Studiums in Stanford bei McDonald's jobben. Damit ist es vorbei, seit er selber richtig Geld verdient. Hobbyflieger und Sporttaucher Richard liebt es, auf großem Fuß zu leben. Lässt zur privaten Neujahrsparty mal eben Popstar Whitney Houston einfliegen, kauft die PS-stärksten Motorboote, stellt sich auf einem Hügel eine

Villa hin, wie sie Hongkong noch keine gesehen hat.

Und er genießt das Junggesellendasein. Erst 18 sei die Neue, tuschelt man beim „Tatler“, dem Hochglanzmagazin der Stadt. Angeblich hat sie Richard zum neuen Look überredet: superkurze Haare, eine runde Brille, Dauerbräune; Jeans und Gap-Hemd statt Anzug und Gucci-Krawatte: ein Mister Dot.com, ein asiatischer Bill Gates.

Der Computeringenieur Richard Li wirbelt zurzeit mit einem wahren Cyber-Feuerwerk die Businesswelt durcheinander. Anfang der neunziger Jahre hatte er – mit Vaters Millionen – das „Star TV“-Satellitenfernsehen aufgebaut und mit einem hohen Gewinn an den australischen Magnaten Rupert Murdoch weiterverkauft. 1999 bestand „Superboy

Li“ dann mit dem Cyberport-Deal seine Gesellenprüfung: Auf dem noch brachliegenden Gelände soll er, von der Regierung unterstützt, als Projektleiter Hongkongs Antwort auf das Silicon Valley entstehen lassen.

Und dann machte Richard sein Meisterstück: In einem Überraschungscoup gelang es ihm Ende Februar, die staatlich kontrollierte Singapurische Firma SingTel auszusteigen und mit seinem erst zehn Monate zuvor gegründeten Unternehmen Pacific Century CyberWorks (PCCW) die große C&W

**SOHN RICHARD
MACHT FURORE –
UND DEM VATER
GROSSEN ÄRGER**



Tycoon Li, Politiker Deng Xiaoping (1990)
„Heimatliche Wurzeln nicht vergessen“

Hong Kong Telecom zu übernehmen – ein gigantischer Geschäftsabschluss. Gesamtwert: fast 80 Milliarden Mark.

Richard Li jettet ständig zwischen Amerika, Europa und Hongkong hin und her, um seine Vision eines interaktiven Internet voranzutreiben: Er will dieses neue Medium vom Anfang (den Leitungen) bis zum Ende (den Programminhalten) kontrollieren, zunächst in Asien, irgendwann weltweit. Nach Marktkapitalisierung gerechnet, ist PCCW hinter AOL und Yahoo jetzt die drittgrößte Internet-Gesellschaft der Welt.

Hat der Papa beim Big Deal im Hintergrund die Fäden gezogen? Das halten Ex-

Heute leben, morgen zahlen

Die rot-grüne Reform entlastet künftige Generationen um mehr als eine Billion Mark. Die Kosten für die heute Beschäftigten aber sind höher, als die Regierung behauptet.

perten wie Stephen Vines, Wirtschaftsfachmann und Autor eines Hongkong-Buchs, für unwahrscheinlich: Li Ka-shings eigene Internet-Firma Tom.com ging ja zur gleichen Zeit an die Börse, der neue Deal war schlecht für seine Kurse. Spannt der Vater das Netz auf, wenn der große Sprung des Sohns danebengehen sollte? Da nickt Vines. „Natürlich rechnet der Markt damit, dass er im Falle eines Falles nach alter Chinesensitte einspringt und die Ehre der Familie rettet.“

Richard Li ist ein begabter und innovativer Geschäftsmann. Und dennoch reagiert er unwirsch, wenn man im Zusammenhang mit seinen Cyber-Deals den Vater auch nur erwähnt. Im März sagte „Superboy“ über „Supermann“ dem US-Nachrichtenmagazin „Newsweek“: „Mit meinem Deal werde ich zur Nummer eins der Mobilfunkbetreiber in Hongkong, und er wird zur Nummer zwei.“ Der Jungunternehmer hat „wegen Interessenkollision“ die Ämter in den väterlichen Firmen aufgegeben. „Es wäre natürlich schöner, wir könnten vermeiden, uns gegenseitig die Köpfe einzuschlagen, aber wenn wir's machen, dann im Namen des Wettbewerbs. So geht's nun mal zu im Geschäft.“

„Tüchtig ist der Richard ja, aber es ist auch wichtig, nicht nur an sich selbst zu denken, sondern an andere, an die Notleidenden“, sagt Li Ka-shing jetzt im Gegenzug über seinen Sohn.

Der Taipan wird sich weiterhin um fünf vor sechs wecken lassen von einem schnarrenden Wecker, den er selbst programmiert hat: „Good Morning, Mister Li, Good Morning, Mister Li.“ Nur keine falschen Vertraulichkeiten. Er wird sich 90 Minuten Golf gönnen – sein einziger Luxus. Dann stürzt er sich in Verhandlungen und wird beim Tee nach dem Geschäftsabschluss sagen: „Niemals nach 1950 gab es in Hongkong solche Geschäftschancen wie heute. Ich bedaure nur, dass mir nicht mehr genug Zeit für alle diese Deals bleibt.“ Und er wird dann einmal mehr betonen: „Missverstehen Sie mich nicht. Ich habe mein Leben genutzt. Ich bin ein rundherum glücklicher Mensch.“

Der Junge mit der zerfetzten Jeans in Li Ka-shings Geburtsort Chaozhou will noch einen Platz zeigen: die künftige Grabstätte des Taipan. Er führt zu einem windzerzausten Hügel, der die Stadt des Phönix überblickt und hinauszeigt auf das Südchinesische Meer, Richtung Hongkong. „Hier wird Supermann seine letzte Ruhe finden, im Angesicht seiner Ahnen“, behauptet der Junge, der die genaue Stelle von einem entfernten hiesigen Verwandten aus dem Li-Clan erfahren haben will.

Der kleine Fremdenführer möchte später einmal auf die von Li Ka-shing gestiftete Universität gehen. Er ist sicher, dass er es schafft. „Alles, was ich brauche, ist eine Chance“, sagt er. ◆

Für Arbeitsminister Walter Riester ist die Rentenreform eine Frage der Ehrlichkeit. Man dürfe „die Wirklichkeit nicht auf die Seite schieben“, kontert der Ressortchef Kritik an seinem pünktlich zur Sommerpause vorgelegten Konzept, das die maroden Rentenkassen dauerhaft stabilisieren soll. Die Zeit für „Trickserei und Willkür“ sei endgültig vorbei.

Wie es in Wahrheit um sein Projekt bestellt ist, zeigen zwei neue Expertisen, in denen die Folgen der rot-grünen Rentenreform erstmals auf Mark und Pfennig nachgerechnet werden. Danach entlasten die geplanten Abstriche beim Rentenniveau und der vorgesehene Aufbau einer privaten Altersvorsorge wie versprochen

erworbenen Ansprüche im Jahr 2030 viel weniger wert sind als heute.

Dass diese schleichende Entwertung bislang kaum ein Thema war, verdankt Riester einem Trick. Zwischen dem Jahr 2001 und dem Jahr 2008 will der Minister nämlich die Beiträge zur privaten Vorsorge vom Bruttolohn abziehen, womit sich der Nettolohn reduziert und damit die Bemessungsgrundlage für die Rente. Dadurch erscheint das Altersgeld höher, als es tatsächlich ist. Nach den VDR-Berechnungen sinkt das Rentenniveau, würde es nach heutigen Methoden berechnet, für einen jetzt 35-Jährigen auf knapp 61 Prozent.

Das hat Folgen: Bezogen auf die derzeitigen Einkommensverhältnisse kann ein

Rackern für die Rente

Wie sich die Rentenreform gemessen an heutigen Maßstäben (Standardrente, Durchschnittsverdienst) auswirkt

Angaben in Mark; Annahmen: Durchschnittsverdiener, 45 Versicherungsjahre, Verzinsung der Privatvorsorge mit 4% pro Jahr

	heutiges Alter	65	55	45	35
durchschnittlicher monatlicher Renten- und Privatbeitrag bis zum Rentenantritt		777	852	919	983
gesetzliche Rente	2020		1874	1829	1751
Rente aus privater Vorsorge	0		58	161	288
Gesamtrente	2020		1932	1990	2039

DER SPIEGEL

künftige Generationen. Die Kosten der Umbauaktion tragen aber vor allem die heute Erwerbstätigen, und dies in weit höherem Maße, als die Regierung angibt. Die Reform, so der Bonner Sozialwissenschaftler Meinhard Miegel, basiere zu erheblichen Teilen auf „reiner Augenwischerei“.

Wie sehr Selbstlob und Wirklichkeit auseinander klaffen, zeigen vor allem neue Berechnungen des Verbands Deutscher Rentenversicherungsträger (VDR). Riesters Behauptung, das Rentenniveau werde „nur geringfügig sinken“, lässt sich danach nicht mehr halten.

Zwar fällt das Altersgeld derjenigen, die heute Beiträge zahlen, bis zum Jahr 2030 rein rechnerisch nicht unter 64 Prozent des Nettolohns. Was Riester dabei aber unterschlägt: Seine Reform führt dazu, dass die

Versicherter, der im Jahr 2010 in Rente geht, nur noch mit einer Standardrente von 1874 Mark rechnen (heute: 2020 Mark). Der heute 35-Jährige muss sich sogar mit 1751 Mark begnügen.

An den Einbußen ändert auch die geplante Zusatzvorsorge wenig. Wer künftig vier Prozent seines Bruttolohns privat fürs Alter zurücklegt, wie vorgesehen, kann damit seinen Lebensstandard im Alter zwar in etwa halten. Verglichen mit einem heutigen Senior muss er dafür freilich knapp 30 Prozent mehr an privaten und gesetzlichen Beiträgen aufwenden (siehe Grafik).

Selbst diese Zahlen verraten noch nicht das ganze Ausmaß der Kürzungen. Denn allen Berechnungen liegt die Annahme zu Grunde, dass die Rentner jeweils 45 Jahre gearbeitet und eingezahlt haben. Die Beschäftigungsstatistik zeigt jedoch, dass die